

Giuseppinas Geschichte

Ehefrau, Mutter, Gastarbeiterin:
Auf der Suche nach Anerkennung

Bernardino M. Di Croce
Verein Migration und Integration in der
Bundesrepublik Deutschland e. V.



VON LOEPER LITERATURVERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich
Internet: <http://dnb.dnb.de>

Gehen Sie uns „ins Netz“!
Besuchen Sie uns im Internet unter
www.vonLoeper.de

Titelbild: Roy Di Croce

Originalausgabe

© 2022 by VON LOEPER LITERATURVERLAG
im Ariadne Buchdienst, Karlsruhe
1A-3H-1022-sk

Alle Teile dieses Buches dürfen ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung weder mechanisch, elektronisch oder fotografisch vervielfältigt oder in elektronischen Systemen oder Kommunikationsmitteln eingespeichert werden. Dies gilt insbes. für Fotokopien, Auszüge für Lehrmaterialien, Nachdrucke, Speicherungen auf CD-ROM oder anderen Trägern und Speicherung der Veröffentlichung im Internet.

Gesamtherstellung und Vertrieb:

ARIADNE BUCHDIENST
Daimlerstraße 23b
76185 Karlsruhe
Tel. (0721) 464729-0
Fax (0721) 464729-099
E-Mail: Info@vonLoeper.de
Internet: www.vonLoeper.de

ISBN 978-3-86059-340-0



88 Jahre Altersunterschied zwischen der Uroma Giuseppina und ihrer vorletzten Urenkelin Elisa von insgesamt 15 Urenkelinnen und Urenkeln. Dazwischen ein Sohn von Giuseppina, der sich auch nach 62 Jahren leben und arbeiten in Deutschland noch als sich

selbst versteht. Ein Enkelsohn und eine Enkeltochter mit einer deutschen Mutter, die sich als Deutsche, Italiener und Kanadier verstehen und zwei weitere Urenkel, die wie Urenkelin Elisa sich als Deutsche fühlen werden. Drei Urenkel mit deutsch-italienischen und kanadischen Wurzeln bzw. mit deutsch-italienischen, kanadischen und russischen Wurzeln. Deutsche, die wahrscheinlich etwas mehr an Weltbürgerlichkeit in sich tragen.

Danksagung:

Förderung durch das Landratsamt Böblingen, aus dem Förderfond:
„Gemeinsam für Integration – Zusammenleben gestalten“
Stadtarchive: München, Böblingen, Sindelfingen, VS-Villingen
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, sowie allen Leihgebern.

Anmerkungen:

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit haben wir in unseren Texten überwiegend die maskuline Form verwendet, wenn wir von Ausländern, Migranten, Politikern, Bürgern usw. sprechen. Selbstverständlich sind damit auch weibliche Personen, Ausländerinnen, Migrantinnen, Politikerinnen usw. gemeint.

Um die Privatsphäre der genannten Personen zu schützen wurden die Namen geändert.

Inhaltsverzeichnis

„Mia san mia“ – eine Einführung statt einem Vorwort	9
Giuseppina Santilli	27
Großeltern mütterlicherseits und Onkel und Tanten väterlicherseits	32
Die Not in der Heimat machte erfinderisch	36
Diktatur, Kriegszeiten und politische Sozialisierung	40
Wo ist Deutschland	50
Deutschland in den 1950er Jahren	58
Deutschland wird auch Thema der Frauenkränzchen	64
Auch die Arbeitskraft der Frauen wird unentbehrlich	69
Deutschland eine Legende – zunächst keine Hochzeit aus Liebe	76
Es war aber ein hartes Brot	79
Manches konnte Nino nicht erfassen	83
Je weiter nach Nord – desto mehr kam die Frage nach dem Warum	88
Die Reise nach Deutschland war nicht mehr „aufzuhalten“	98
Die Reise der Giuseppina nach Deutschland	103
Dennoch eine Reise der Hoffnung?	106
Die kleine Wohnung der Giuseppina in Deutschland	111
Wohnungsknappheit und Unterprivilegierung der „Gastarbeiter“	114
Die ersten „Gehversuche“ in Deutschland	117
Von nun an muss man sich zu helfen wissen	121
Die Arbeit hat Giuseppina nie Angst gemacht	122
Es kamen Menschen – geschätzt war ihre Nützlichkeit	126
Nach nur wenigen Monaten in Deutschland stirbt Giuseppinas Vater	136
Der Identitätsverlust durch die Arbeit in der Fabrik als Löterin	138
Manchmal gab es auch einen Schimmer Hoffnung	142
Für eine Weile Hoffnung auf ein Stück Familie	146

Die beiden Mädchen gehen mir allein nirgendwohin!	147
Und doch alles wieder auseinander	149
Die gewöhnliche Fremdenfeindlichkeit war nicht das Problem	151
Die institutionalisierte Fremdenfeindlichkeit	155
Die beiden Arten der Fremdenfeindlichkeit wurden spürbar	165
Von jetzt an ähnelte die kleine Wohnung einem Hotel	169
Ein Stück Zuhause auch unter harten Bedingungen, Gissi in den Abruzzen war jedoch ihre Heimat!	175
Giuseppina und der Abschied aus Deutschland	182
Nicht allein Medizin heilt Krankheiten	187
Einiges sprach dafür, dass der ersehnte bessere Lebensabschnitt beginnen müsste	190
Giuseppina eine altmodische Frau mit vielfältigen Ressourcen	194
Die Begabung die Gunst der Stunde zu erkennen	198
Italiener, Unionsbürger und etwas Gastarbeiterkultur	204
Giuseppina lebt weiter in den Erinnerungen	210
Jeder wünscht sich Zugehörigkeit und Teilhabe, aber ...	217
Ohne strukturelle Integration kaum Identifikation mit dem Land	225
Gewinner gibt es auch, diese verfälschen jedoch das Bild der Migration	231
Teilhabe und Gleichwertigkeit haben auch Gegner	235
Grundlage des Handelns muss die Lebensrealität der Migranten sein	241
Eine Kultur der Streitgespräche statt der Bevormundung tut not	256
Schlusswort	264
Über den Autor	267
Literaturauswahl	268

„Mia san mia“ – eine Einführung statt einem Vorwort

Laut Bundeszentrale für politische Bildung zählte Deutschland im Jahr 2019 81,8 Millionen Einwohner. Davon hatten 21,2 Millionen einen Migrationshintergrund, das entspricht einem Anteil von 26 % an der Gesamtbevölkerung Deutschlands. Von den 21,2 Millionen, die inzwischen sicherlich schon die Grenze von 22 Millionen überschritten hat, sind etwas mehr als die Hälfte, somit ca. 11,5 Millionen, Bürger mit Migrationshintergrund. Die Bezeichnung „Migrationshintergrund“ wird in der Regel für Migranten und ihre Kindeskinde verwendet, welche die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen haben oder durch Geburt auf dem Hoheitsgebiet der Bundesrepublik Deutschland die deutsche bzw. die doppelte Staatsangehörigkeit erworben oder verliehen bekommen haben. 10,5 Millionen sind „Ausländer“ d. h. Migranten, auch wenn sie seit Jahrzehnten in Deutschland leben und arbeiten aber noch Staatsbürger ihrer Herkunftsländer sind. Unter Kindern und Jugendlichen liegt der Anteil bereits weit über 35 %. Das bedeutet, dass, von der heutigen Entwicklung ausgehend, in 10 bis 15 Jahren sich der Anteil der „Ausländer“ oder des „Volkes der Migranten“ an der Gesamtbevölkerung Deutschlands Richtung 40 bis 45 % bewegen wird. Von den rund 22 Millionen kommen 4,65 Millionen aus den Ländern der Europäischen Union mit einer anderen rechtlichen Stellung, aber auch sie besitzen sehr viel von der früheren „Gastarbeiterkultur“. Es wäre töricht zu glauben, dass ein jahrzehntelanges Leben und Arbeiten als „Gastarbeiter“ die Lebensweise der Betroffenen und ihrer Kindeskinde nicht nachhaltig prägen würde und dass diese Prägung durch die Jahre mit der Annahme der Staatsbürgerschaft der Vergangenheit angehören würde.

Es wäre sehr müßig herausfinden zu wollen, wie viel von den „neuen Deutschen“ von den Ausländern und von den EU-„Ausländern“ so oder anders ticken, darum geht es hier auch nicht. Es geht vielmehr um die Frage in wie weit diese Bevölkerungsgruppe, mit einer Größe wie die Bevölkerung Baden-Württembergs, Bayerns und Rheinland-Pfalz zusammen, annähernd eine Gemeinschaft mit den

Einheimischen (*ius sanguinis*) haben könnte. Was immer die Persönlichkeiten auf der Kanzel der Politik sowie Sozial-, Politik- und Wirtschaftswissenschaftler, neben Historikern und universitären Studien sagen, bilden diese Menschen keine leicht definierbare „Volksgruppe“ im Sinne einer Homogenität untereinander im „Volk“ der Migranten oder mit den Einheimischen (*ius sanguinis*). Aus Gründen der unterschiedlichen Sprache, Herkunft, Kulturkreise, politischer und religiöser Gesinnung und nicht zuletzt durch ihren Lebensweg der Migration gehören Migranten, mit oder ohne Migrationshintergrund (die seit jüngster Zeit mit der neuen Definition „Bürger mit Migrationserfahrungen“ betitelt werden) zu der größten heterogenen Volksgruppe Deutschlands. Trotz der häufigen Ankündigung der Liebe zur Vielfalt, die an und für sich eine Bereicherung sei, dürfte diese Heterogenität nicht ganz dem Wunsch der Deutschen entsprechen, die mit der „deutschen Leitkultur“ liebäugeln. Aus der Betrachtung derer, die sich mehr Homogenität bei der Zugehörigkeit und Teilhabe zum und am Leben der deutschen Gesellschaft, mehr Verantwortung und stärkere Zuneigung für die „Grundwerte der hiesigen liberalen Demokratie“ wünschen, stellt sich dagegen die Frage, wie könnte dies erfolgen, ohne eine ziemlich radikale Identitätsaufgabe der Migranten. Zumal sich bei dem „Volk“ der Migranten zumindest in einem Punkt eine strukturelle Homogenität ergibt: Sie gehören im Vergleich mit den Einheimischen (*ius sanguinis*) fast alle zu einer „Volksgruppe“ der Benachteiligten, die im unteren Bereich der Sozialskala angesiedelt ist.

Natürlich gibt es auch viele, die voll im Leben der deutschen Gesellschaft integriert sind. Allerdings handelt es sich hierbei um eine Minderheit. Es sind die Migranten und ihre Kindeskiner, die sich dadurch als realisiert empfinden, dass sie es „geschafft haben“ materiell und geistig etwas aufzusteigen. Sie können auch 10 bis 15 % des gesamten Migrantenanteils ausmachen aber sie sind dennoch nicht die Masse. Diese „elitäre“ Minderheit, die es aus ihrer Sicht „geschafft hat“, ist nicht Gegenstand dieses Buchs. Sie haben in der Tat durch Zuneigung, Zugehörigkeit, Teilhabe sowie durch materielle und geistige Bereicherung, ihren Lebenswunsch erfüllt. Sofern sie es wollen, können sie sich uneingeschränkt, auf Augenhöhe und durch An-

erkennung in die verschiedenen Gesellschaftsschichten einbringen. Man könnte sogar behaupten, sie haben durch die Bereicherung, die ihnen das Leben in zwei Kulturen und den beruflichen Werdegang ermöglichten, ein zusätzliches Potential, mit dem sie auch kokettieren könnten. Falsch wäre es jedoch, wenn Politik und Bürger diese sichtbare Minderheit als Parameter für die „unsichtbare“ Mehrheit anwendet und so tun würden als wäre diese das „Volk der Migranten“. Leider geschieht dies aber häufig. Studien belegen dagegen unwiderlegbar seit mehr als 40 Jahren, dass sich die breite Masse der Migranten in Deutschland, so auch in einigen anderen Ländern der Europäischen Union und anderswo, wohl auch etwas begründet, als die Stiefkinder der Gesellschaft empfinden.

Das ist nicht erst seit gestern so und wenn man es sehen will, sieht man es auch mit bloßen Augen. Fast gleichbedeutend bescheinigen Studien und Erhebungen, dass Migranten längst noch nicht eine strukturelle Integration (materielle Parität) mit den für sie vergleichbaren Deutschen (*ius sanguinis*) erreicht haben. Die Einkommen der Migranten sind im Durchschnitt niedriger. Die Arbeiten sind meist geringer qualifiziert, schwerer, prekärer und schlechter bezahlt. Der Wohnraum der Migranten ist kleiner und von schlechterer Qualität. Die Bildung ist ebenfalls geringer als die der deutschen Bevölkerung. Auch die Bildungsabschlüsse der Kindeskinde des „Volkes“ der Migranten sind minderwertiger, sodass sich auch der Übergang in die Ausbildung schwieriger gestaltet. Zumal Bildung die elementarste Voraussetzung für die Schaffung der Gleichwertigkeit bildet, womit sich Menschen als Zugehörige und Teilhaber einer Gesellschaft fühlen können. Das haben einige Länder, insbesondere traditionelle Einwanderungsländer wie die USA, Kanada, Australien, manche südamerikanische Länder aber auch einige Länder der Europäischen Union mit der Verwirklichung der „strukturellen Integration“ bei den Migranten erreicht. Grundlage der strukturellen Integration ist die materielle und geistige Gleichstellung der ankommenden Migranten in einem Land. Als strukturelle Integration sind diejenigen Aspekte zu verstehen, die die Voraussetzung für eine würdige und selbstständige Lebensführung schaffen. Dabei ist auch die Chance der selbstbestimmten Erfüllung der Grundbedürfnisse, ob als ein-

zelle Person oder als Familie zu verstehen. Das wird vor allem an der Gleichwertigkeit mit den Einheimischen bei der Beschäftigung, Bildung und Anerkennung aber auch beim Einkommen und Wohnen festgemacht. Mit einem Wort, es geht um die Chancengleichheit, die aus einer Reihe von Gründen, im Lauf der Zeit in Deutschland zwar etwas verbessert wurde, aber noch nicht realisiert ist. Das geschieht sicherlich nicht innerhalb von sechs Monaten nach der Einwanderung in ein Land. Allerdings setzt das Prinzip der „gleichen Rechte, gleichen Pflichten, gleichen Freiheiten“, ohne selektive Bildungssysteme und paternalistische Betreuung dynamische Kräfte frei, die das Selbstbewusstsein und die Selbstsicherheit des Individuums stärken, statt Minderwertigkeitsgefühle zu erzeugen. In den vorhin genannten Ländern haben sich Migranten sogar unter härteren Arbeitsbedingungen aber mit mehr Freiheit zur Selbstbestimmung, ob und wie sie sich und auf Dauer einrichten, schon unmittelbar nach dem Ankommen, etwas dynamischer in die neue Gesellschaft eingebracht. Migranten konnten von Beginn an den Weg der Selbstbestimmung nach ihren Zuneigungen, Fähigkeiten und Ehrgeiz wählen bzw. mussten diesen Weg gehen, anstatt das zu tun was „die Regeln des Hauses“ mit bürokratischen Mitteln in Deutschland vorschrieben bzw. zum Teil auch heute noch vorschreiben.

Die Migranten in Deutschland kommen aus einer Geschichte der „Gastarbeiter“, was kein Schimpfwort ist, wie es manche verstehen wollen, sondern es war ein Programm. Ein Programm, das über das Kommen dürfen, bei wem arbeiten, Aufenthaltsregeln, Beschäftigungsbindungen nach Bedürfnissen der deutschen Industrie, Wohnverhältnisse in Firmenunterkünften und Dauer des Verbleibens bestimmte. Die „Hausordnung“ mit der „Versorgung“ der minimalen Bedürfnisse mag für Fremde, die sich im Land nicht auskennen auch manche Unterstützungen bieten, aber sie besitzt auch Elemente der „Erziehung“ in die Unselbstständigkeit, etwas das in Deutschland mehr als anderswo Fuß gefasst hat. Das hat aber auch ein Stück Kultur des Überlebens, der Lebensweise und sich der Hausordnung des Lebens in der „Kaserne“ einfügen geprägt. Eine Kultur, die nicht mit dem Erwerb der Staatsbürgerschaft oder mit dem Erwerb des Status „EU-Bürger“ stirbt. Sie lebt bei den meisten Migranten weiter, sie

wurde und wird fleißig auch an die Kindeskinde weitergegeben. Wir Migranten sind in den meisten Fällen ein Produkt des Lebens als „Gastarbeiter“, als „Unsichtbare“, als „Unbeteiligte“, als diejenigen, die leise denken und andere für sich laut denken lassen. Wir sind diejenigen, die sich durch die Umstände des Lebens als Migranten oder Gastarbeiter ein eigenes Flussbett geschaffen haben. So wie es die Bayern sagen: „mia san mia“.

Seit 43 Jahren, genau seit dem ersten „Memorandum“ im Jahr 1979 des ersten Integrationsbeauftragten der Bundesregierung Heinz Kühn, werden Studien, die nicht mal schlecht sind, erstellt. Damit einhergehend auch viele polarisierende Streitigkeiten zwischen den einen und den anderen, was den Eindruck erweckt, es sei viel geschehen aber nur sehr wenig davon realisiert, was den Migranten tatsächlich auf dem Weg zum Heimisch werden, helfen könnte. Ja, das Recht auf die Staatsangehörigkeit für Kinder von Migranten oder für diejenigen mit einem deutschen Elternteil, die in Deutschland geboren werden sichern das Verbleiben in Deutschland, aber Zugehörigkeit und Teilhabe ist eher eine Sache auf Augenhöhe zu sein und der Gleichwertigkeit. Denn, während die Studien alles in allem den Finger in die Wunden der Benachteiligung, der mangelnden Zugehörigkeit und der Ungleichheit des Bildungsniveaus legen, toben sich die Politik und einige Pseudo-Wissenschaftler auf dem Feld der Symbolik aus, einerseits durch Schönreden und andererseits mit Schuldzuweisungen. Bücher wie „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarrazin, der mit seinem Buch die Abschaffung Deutschlands durch die Migranten begründet, verkaufen sich wie warme Semmeln und finden Zustimmung – „Gefallen“ bei 77 % der Leser. Nicht allein Sarrazin deckt mit der Brille der Gegenwart die Wirkungen auf, lässt aber die Ursachen in der Vergangenheit verdeckt. Das machen auch viele andere mit einer Vorliebe für Schuldzuweisungen oder weil sie nicht begreifen können, dass die heutigen Wirkungen ihre Wurzeln in den Ursachen von gestern haben. So schreibt eine Professorin namens Hedwig Richter ungnädig und selbstgerecht, was die italienischen Migranten, als „Fallstudien“ der Migration, waren und was sie alles falsch gemacht haben. Hier einige wenige Zitate aus der Publikation „Die Komplexität der Integration“:

„Tatsächlich wollte die Mehrheit der Arbeitsmigranten etwas anderes: kurz bleiben, viel verdienen, schnell zurück. Und so gingen von den 14 Millionen eingereister Gastarbeiter in den Stoßzeiten der Migration von den fünfziger Jahren bis in die siebziger Jahre etwa 12 Millionen wieder in ihre Heimat zurück. (...) Die Geschichte der Gastarbeiter wird häufig als stark normativ gefärbte Opfergeschichte präsentiert. (...) Daher ist es wichtig, den Blick auch auf die Einwanderinnen und Einwanderer selbst zu richten, auf ihre Erwartungen und auf ihre kulturellen Prägungen.

(...) Die italienischen Gastarbeiter bilden eine der wichtigsten Einwanderungs-Gruppen in Westdeutschland, und viele Aspekte des Migrationsprozesses lassen sich an ihnen beispielhaft erläutern. (...) Im Süden Italiens hatte sich trotz etlicher Landwirtschaftsreformen nach dem Zweiten Weltkrieg eine Elite von Grundbesitzern erhalten, die von der chronischen Unterbeschäftigung der Menschen profitierte. Das Klientel-System, die katholische Kirche und eine strenge Familienordnung prägten die Gesellschaft. Viele Männer mussten sich als Tagelöhner verdingen. Ein Großteil der Menschen hatte, wenn überhaupt, nur wenige Jahre die Schule besucht. Noch 1962 waren 64 Prozent der Abwanderer aus Süditalien Analphabeten und Halbanalphabeten. (...) Im überwiegenden Teil der Häuser gab es in den fünfziger Jahren keine Elektrizität und nur ein Drittel hatte fließendes Wasser und eine Toilette. (...) Doch insgesamt erwies sich die Bundesrepublik als ein relativ offenes Land. (...) Denn in einer modernen Gesellschaft führen Bildungsdefizite in aller Regel in eine Sackgasse. Zunächst ist es ohne Bildungshintergrund schwer, die Vorteile einer Weiterbildung [zu] (ergänzt vom Verfasser) erkennen (...) Sie waren zudem kaum bereit, für eine Aus- und oft auch eine Weiterbildung eine gewisse Einkommenseinbuße hinzunehmen. (...) Insgesamt wirkte der Migrationsprozess bei den Betroffenen als eminente Entwicklungsblockade. Während sich die deutsche Gesellschaft in den sechziger Jahren zu einer Konsumgesellschaft entwickelte, lebten viele Italiener zurückgezogen, dem Priester am Sonntag lauschend, sparsam, fleißig weiterhin für einen agrarischen Traum in der süditalienischen Heimat mit eigenem Grund und Boden.“ (Richter, 2015)

Wäre es nicht so, dass auch Millionen Bürger in Deutschland genau so denken, könnte ich es mir sparen die mystifizierten Halbwahrheiten der Professorin Hedwig Richter zu kommentieren. Spontan fällt mir dabei ein, dass es für alle Beteiligten sinnvoll wäre, würde man die Betroffenen erzählen lassen wie es war, was man damals als Migrant empfunden hat und welche Hemmungen dadurch entstanden sind. Denn darauf kommt es an, um die Fehler der Vergangenheit zu korrigieren, damit Migranten vollwertige Einheimische werden können. Es wäre gut, wenn jemand, der viele Jahre nachdem die ersten Italiener kamen geboren wurde und 40 Jahre danach, als Deutschland schon Millionen Migranten zählte, sich auf dem Gang zur Universität fragen würde, wer bei dem Wiederaufbau der neuen modernen Städte, Straßen, Gebäude und Lernstätten mitgewirkt hat. Vielleicht fällt einem dabei ein, wie viele namenlose Menschen dieses Land durch ihre Schwerstarbeit erst zu einer Lebensoase mitgestaltet haben. Darüber richten zu wollen, ob dies Deutsche, Ausländer, Menschen in Not, Analphabeten, Kommunisten oder Katholiken bewirkt haben, ist etwas fade. Man muss nicht Professor werden, um zu begreifen, dass Migration viele Gesichter hat, die aber, falls man sich diese als heimisch wünscht, auch verstehen müsste, wie sie dazu befähigt und motiviert werden können. Die meisten italienischen Migranten, aber auch die meisten Migranten aus anderen Ländern, sind tatsächlich aus ländlichen Gebieten und kleinen Dörfern gekommen. Die Quintessenz der Publikation von Professorin Hedwig Richter mit Bezug auf das anfängliche Nein der Adenauer-Regierung, der SPD und der Gewerkschaften zur Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte ist das, was immer noch Millionen Bürger in den Aufnahmeländern denken und zusammengefasst lautet es: Wir haben uns großzügig verhalten, wir haben uns bemüht Migranten gleichberechtigt zu behandeln und ihnen eine Heimat zu geben. Sie haben es aber abgelehnt. Damit macht man es sich wahrlich zu einfach und es riecht etwas nach Populismus – oder es kann auch Unwissenheit sein. So oder so – nutzen tut das niemandem. Dass auch die Regierungen der Entsendeländer, angesichts der großen Arbeitslosigkeit in den eigenen Ländern Interesse an den Anwerbevereinbarungen hatten und dafür geworben haben, ist eine Binsenweisheit. Es stimmt

auch, dass die Adenauer-Regierung, die SPD und die Gewerkschaften zu Beginn dagegen waren bzw. Bedenken hatten Arbeitskraft aus dem Ausland in Deutschland zuzulassen. Das hat aber den Druck der deutschen Industrie auf die „Bundesanstalt für Arbeit“ und auf die Politik in keiner Weise gemindert. 1955 kamen schließlich die Anwerbevereinbarungen mit Italien gefolgt von vielen anderen Ländern Südeuropas. Es wurden in diesen Ländern Anwerbekommissionen mit deutschem Personal installiert. Es wurden „Gastarbeiter“ nach gesundheitlichen, beruflichen, zeitlichen und finanziellen Anforderungen der deutschen Firmen selektioniert und zugelassen, die schon in den Anwerbekommissionen vereinbart wurden. Damit waren Einkommens- und Beschäftigungskonditionen, Unterbringung, Dauer der Beschäftigung, Dauer der Arbeitserlaubnis und des Aufenthalts, Ort und Beschäftigungsverhältnis mit der Firma maßgeschneidert vereinbart. Mit Artikel 12 der Anwerbevereinbarung „auf eine bestimmte Dauer (im Höchstfalle neun Monate)“ wurde die Dauer der Beschäftigung eingeschränkt, damit der Gastarbeiter nicht in die Versuchung kommt sich auf Dauer in Deutschland einzurichten. Mit der Anlage 1 der Vereinbarung wurde klargestellt, dass nur unter bestimmten Bedingungen Familienangehörige nachreisen dürfen: „Der Arbeiter wurde darauf hingewiesen, dass bei einer befristeten Beschäftigung die Familienangehörigen nicht nachgeholt und bei einer unbefristeten Beschäftigung nur dann nachgeholt werden dürfen, wenn ihm die zuständige deutsche Behörde die Bereitstellung ausreichenden Wohnraums für seine Familienangehörigen bescheinigt hat“. Darüber hinaus stand in Artikel 20 des Abkommens mit Italien: „Die italienische Regierung wird Arbeiter italienischer Staatsangehörigkeit mit ihrer Familie, die auf Grund dieser Vereinbarung in das Gebiet der Bundesrepublik eingereist sind, jederzeit formlos zurücknehmen“. Nicht zuletzt kam den Unternehmern die Unwissenheit der Migranten zu Gute. Denn eine nicht Einhaltung des vereinbarten Vertrages hätte Kostenerstattung und den Weg nach Hause bedeutet.

Ja, es waren Menschen in Not, die diese Konditionen notgedrungen ohne aufzumucken annahmen und jedem Wunsch oder jeder Anordnung des Arbeitgebers nachkamen bzw. befolgten. Sie kamen zwar aus eigener Entscheidung, aber es wurden nur diejenigen zuge-

lassen, die die Bedingungen des Aufnahmelandes erfüllten. Einige waren Tagelöhner, einige andere waren kleine selbständige Handwerker und einige andere waren zeitweise hier und dort beschäftigt. Für bestimmte Tätigkeiten, wie in der Agrar-, Bau- und Textilwirtschaft wurden wissentlich auch einzelne Halbanalphabeten zugelassen, da die Arbeitgeber sonst nicht genug Personal hätten bekommen können. Vielleicht mogelten sich auch einige wenige Analphabeten bei den Anwerbekommissionen durch, aber viel spricht dafür, dass sie zugelassen wurden, weil der deutsche Arbeitsmarkt nicht genug Arbeitskräfte durch die strengen Auswahlkriterien bekommen konnte. Sie kamen nach Deutschland und wurden überwiegend in eine Welt der industriellen Produktion katapultiert, die sie so nie zuvor gesehen hatten. Größere Produktionsstätten in der Landwirtschaft, im Handwerk, in der Industrie und im Dienstleistungssektor mit besserer Produktionstechnologie und besser ausgebauter Infrastruktur, als auf dem Land oder im Dorf in den Bergen Kalabriens, Siziliens und anderswo mit 500 oder 1.500 Einwohnern. Der große Unterschied in einem stark irreführenden Vergleich zwischen rückständigen Agrargebieten und den Großstädten der entwickelten Industrie, hat den Migranten Deutschland beim ersten Anblick als Schlaraffenland erscheinen lassen. Damit wurde die breite kontroverse Diskussion entfacht, sowohl unter den Migranten als auch unter den Einheimischen. Einerseits die Diskussion der Dankbarkeit, dass man ins „Schlaraffenland“ durfte und andererseits der Erkenntnis, dass alles seinen Preis hat. Eine Diskussion, die bis heute andauert und die, die Verhaltensweisen der einen und der anderen entsprechend prägt. So bedienen sich die einen der Argumente der Rückständigkeit, des nicht Wollens und nicht Könnens der Migranten, um sich Fehler nicht eingestehen zu müssen. Während die anderen auf Argumente, wie, dass man nichts geschenkt bekommen hätte, beharren. Was zutreffend ist, aber auch Zukunftswege vorzeichnet.

Das Schlaraffenland gab es ebenfalls in Italien, wenn auch nicht überall und in demselben Umfang. Wer als Italiener in dieser italienischen Welt der besser entwickelten Industrie und im Dienstleistungssektor beschäftigt war, kam aber nicht nach Deutschland, Belgien, Frankreich, England oder in die Schweiz. Er ging auch nicht nach

Norditalien, in die USA, nach Kanada oder Südamerika, denn die Lebensqualität mit einer sicheren Beschäftigung, Sonne, Meer, Mode, Essen, Trinken und lockerer Lebensphilosophie war eindeutig besser als in der Migration. Selbst die ganz „Armen“ in ländlichen Gebieten und in tiefster Not, als Analphabeten ohne Toiletten, fließendem Wasser und Licht im Haus, hatten Identität und auch soziale Beziehungen um sich herum. Selbst die Tagelöhner waren irgendwie Bürger mit Rechten und etwas Anerkennung als Individuum, die auch trotz der schweren Arbeit auf dem Lande von 12 oder 13 Stunden am Tag etwas hatten, was sie in der Migration nicht mehr hatten. Das Bauernfrühstück um 7 Uhr, zwei Stunden nach harter Arbeit, mit Naturprodukten, Omelett, Spiegeleier mit Wurst, Schinken von dem vom kleinen Bauer selbstgezüchteten und selbst geschlachteten Schwein, gab es auch nicht mehr. Ein üppiges Mittagessen mit frischen, selbst gemachten Eiernudeln, Fleischsoße von den Viechern aus dem Stall und „Bio“-Wein vom Bauer, dazu ein Stündchen Schlaf unter dem Olivenbaum, waren nach der Auswanderung auch nur noch schöne Erinnerungen. Das Abendessen, ebenfalls üppig aus Naturprodukten und bis zu später Stunde trinken und singen, war auch nur noch Geschichte. Nein, nicht besser als in der Migration und auch nicht Opfer und Opfergeschichte der Migration aber nur für die Sachlichkeit und Objektivität sei erwähnt, was man mit der Auswanderung auch aufgibt und was man dafür bekommt, damit eine faire Diskussion mit Freundschaftsförderung entstehen kann. Dass Migranten aus der Not auswandern ist nichts Neues. Dennoch liefert die Geschichte der Migration in vielen anderen Ländern auch den Beweis, dass in der Migration auch große nützliche Potentiale stecken. Die Auswanderung der armen, ungebildeten und gering qualifizierten Südtaliener in die USA, nach Australien, Kanada und auch in manche südamerikanische Länder hat 20, 30 und 40 Jahre vor Beginn der Auswanderung nach Belgien, in die Schweiz, nach Frankreich, England, in die skandinavischen Länder und 1950 nach Deutschland begonnen. Das heißt in einer Zeit, in der die Schulbildung und die Qualifikationen noch geringer waren und die Bindungen an Religion, Heimat und Traditionen wesentlich größer waren als in den 1950 Jahren. Dennoch haben Italiener, aber auch Millionen Deutsche und andere,

diese Länder erobert und in weniger als einer Generation sind sie die relevante Kraft der industriellen Entwicklungen geworden. Eigentlich muss man von einer größeren Zahl als von den angegebenen 14 Millionen „Gastarbeitern“ ausgehen, die in der Zeit von 1950 bis 1973 nach Deutschland gekommen sind und von denen knapp 20 %, bei den Italienern waren es weniger als 10 %, auf Dauer in Deutschland geblieben sind. Es sind auch viele, die nicht über Anwerbekommissionen gekommen, sondern mit dem Vorwand auf „Verwandtenbesuch“ nach Deutschland gereist sind. Dort haben sie selbstständig nach einer Beschäftigung Ausschau gehalten oder sind eine eingegangen. Auch von diesen sind viele nur wenige Tage nach ihrer Ankunft, ohne Aufnahme der Beschäftigung oder nach zwei bis drei Arbeitstagen, trotz der großen herrschenden Not in Süditalien, zurück nach Hause gefahren. So gut wie manche Leute die damaligen Zeiten beschreiben, können sie dann auch nicht gewesen sein, wenn binnen Monaten und weniger Jahre mehr als 80 % der Angekommenen den Weg zurück nach Hause nahmen. Zumal in anderen europäischen Ländern, wie Frankreich, Belgien, England und selbst in der Schweiz ein derartiges Phänomen nicht in demselben Umfang zu beobachten war.

Auch könnte ein Blick zurück in die Geschichte helfen den Horizont zu erweitern, wenn man es denn will. Eine Aufzeichnung des Freiburger Erzbistums beweist, dass schon in den Sommermonaten 1897 134.426 Italiener in Deutschland tätig waren. Sie kamen im Frühjahr als Saisonarbeiter über die Alpen und gingen ein paar Wochen vor Weihnachten nach Hause zurück. Man nannte sie damals „Fremdarbeiter“, die damals vor allem die fehlende Arbeitskraft in der Land- und Textilwirtschaft sowie beim Eisenbahn- und Brückenbau ersetzten. Einiges spricht dafür, dass hierfür die alte römische Weisheit, „Ubi bene, ibi Patria“, „wo es mir gut geht, ist meine Heimat“ schon die wesentlichste Rolle bei den Entscheidungen des Kommens, Bleibens oder Gehens spielte. Die von mir erlebte Realität der damaligen Zeiten spricht überwiegend dafür, dass die „Ernüchterung“ nach wenigen Monaten der „Bewunderung“ der Anfangsphase zum Rückzug von rund 90 % der Italiener geführt hat. Nicht zuletzt wegen der viel zitierten Notwendigkeit der Bildung als unentbehrliche Grundlage der Integration, die zweifelsohne zutreffend ist.

Migranten fragen sich mit Recht, warum Deutschland auf dem stark selektiven Schulsystem beharrt, obwohl der Anteil der Schüler von Migranten inzwischen bei über 35 % liegt und sie sich aus verschiedenen Gründen damit sehr schwertun. Natürlich gibt es manche Elemente, die diskussionswürdig sind und wo sich auch die Migranten bewegen müssten. Aber diese Art der Schuldzuweisung der „Unfähigkeit, Undankbarkeit und Unbeweglichkeit“, aber auch viele andere Gründe machen es für Minderheiten schwierig in Dialog mit einer Mehrheit zu treten, die gleichzeitig die bestimmende gesellschaftliche Kraft ist und deshalb auch den Mainstream der öffentlichen Meinung prägt.

Als jemand, der schon mehr als 62 Lebensjahre in diesem Land verbracht hat und einige Jahre als Saisonarbeiter mit den „Zügen der Hoffnung“ gefahren ist, so wurden die eingesetzten Sonderzüge der Saisonarbeiter nach Norditalien, Nordeuropa und Deutschland genannt, werde ich es mir nicht anmaßen, ein Urteil darüber abzugeben, was richtig und was falsch gelaufen ist. Aber mit Blick auf meine Fahrten der Hoffnung, mit mehr als fünf Jahren in den Baracken und Wohnmansarden, sowie einige Arbeits- und Aufenthaltsjahre in Kanada an der US-Amerikanischen Grenze, glaube ich dennoch zu wissen, was Migranten denken, was sie an der Teilhabe am Leben der deutschen Gesellschaft hemmt und was sie daran hindert die notwendige Zugehörigkeit zu empfinden. Ich möchte versuchen mit der Erzählung über Frau Giuseppina und mit meinen eigenen Ergänzungen zu erklären, dass wir Migranten aus einer Reihe von Gründen ein Volk von „mia san mia“ geworden sind und warum. Was mir zuerst spontan einfällt, wenn ich an die italienische Ehefrau, Mutter von sechs Kindern, Analphabetin und Gastarbeiterin Giuseppina aus diesem Buch denke: Man sollte nicht vergessen, wenn man durch die Städte Deutschlands geht, den vielen „namenlosen Gastarbeitern“ aus Italien und anderswo aus Südeuropa, egal ob sie geholt oder von alleine gekommen sind, zu gedenken. Ob sie schulisch oder beruflich gut oder weniger gut ausgebildet waren, mag dahingestellt bleiben. Sie waren und sind diejenigen, die das Land nach dem zweiten Weltkrieg wieder mit aufgebaut haben. Italienische „Gastarbeiter“ waren die ersten Migranten und schon 1950, fünf Jahre vor der offiziellen Anwerbevereinbarung vom 20. Dezember 1955 sind rund 5000 von



Italienische Landarbeiter bei ihrer Ankunft auf dem Ulmer Bahnhof von ihrem Konsul Alberto Iozzi begrüßt. Quelle: Süddeutsche Zeitung 1950.

den 10.000, die kommen sollten, bereits gekommen. Damit haben sie den Anfang gemacht für eine lange und verändernde Geschichte mit mittlerweile über 22 Millionen Migranten und deren Kindeskindern in Deutschland. Von ihnen hat Deutschland materiell stark profitiert.

Ja, Migranten sind auch in irgendeiner Weise dankbar in Deutschland arbeiten zu dürfen und etwas besser als in ihren Herkunftsländern leben zu können, aber sie vermissen auch sehr viel. Migranten zollen auch Respekt dafür, dass viele deutsche Bürger bereit waren sie auf Dauer aufzunehmen, zu dulden und auch für gleiche Rechte und Chancengleichheit eintreten. Jemand Respekt zollen bedeutet aber nicht zwangsläufig auf die eigene Sichtweise zu verzichten oder andere Ansichten zu haben. Migration kann stumpf machen, Identitätslosigkeit erzeugen, in manchen Bereichen aber auch Hypersensibilität produzieren. So setzt sich auch das „Volk“ der rund 22 Millionen Migranten, mit oder ohne eine deutsche Staatsangehörigkeit, zusammen. Ein inhomogener Volksteil Deutschlands, der sich aber im Lauf der Zeit eine eigene Lebens- und Denkweise, sowie durch

bestimmte Umstände ein eigenes Flussbett gegraben und sich eingebettet hat. Mag sein, dass mancher Hinweis von Frau Professorin H. Richter und anderen über die damalige Sozial- und Bildungslage Süditaliens und anderer südeuropäischer Gebiete ins Schwarze treffen. Allerdings die Migranten in ihrer Bescheidenheit dafür an den Pranger zu stellen, während Profipolitiker, Professoren und Wissenschaftler geschont werden, also Begabte und systemrelevante Akademiker es nicht geschafft haben den Migranten Zugehörigkeit in diesem schönen Land zu vermitteln, sollte sehr nachdenklich stimmen. Die „Minderbegabten“ haben allerdings die Leistung, für die sie ins Land gebeten wurden ausgeführt und nicht einmal schlecht. Die „Begabten“ dagegen beschäftigen sich immer noch zu sehr mit Thesen, Ankündigungen, Beschönigungen und, was am aller schlimmsten ist, mit Schuldzuweisungen.

Es ist schwierig etwas über die zahlreichen Facetten der Migration zu schreiben. Durch die vielen Leute, die in der neuen Sprache als „systemrelevant“ bezeichnet werden, hat sich im Lauf der Zeit eine Meinung gefestigt, die kaum noch aufzusprengen ist. Etwas anderes schreiben bedeutet gegen den Strom zu schwimmen und sich damit verdächtig zu machen. Aber was macht es für einen Sinn eine Bezeichnung zu dulden, die nicht das hergibt was wir Migranten tatsächlich sind. „Mia san mia“ sagen die Bayern und niemand regt sich darüber auf. Wenn ich schreibe „wir Migranten sind wir“ entsteht vielleicht etwas Empörung, weil es als Ablehnung zur Zugehörigkeit verstanden werden kann. Nein, Migranten gehören zu diesem Land mit ihren höchsten Gütern, die sie besitzen. Nämlich, ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten wie sie ihnen Gott gegeben bzw. das hiesige Bildungssystem ihnen vermittelt hat. Sie sind eine bedeutende Leistungskraft für viele Arbeitstätigkeiten, die ebenfalls „systemrelevant“ sind, die aber andere nicht tun wollen. „Wir sind wir“ ist zutreffender als die Bezeichnung „Deutsch-Türke“, „Deutsch-Italiener“ usw., der Mensch ist kein Minotaurus mit Menschenkörper und Stierkopf. Menschen entfalten sich entsprechend ihrer Erziehung, Bildung und den Umständen des Lebens. Migration ist eine Schmiedewerkstatt, in der Migranten, neben ihrer ursprünglichen Erziehung, Bildung und Not, zusätzlich im „Aufnahmeland“ durch die Umstän-

de, die meistens anders als die Umstände der Einheimischen sind, geprägt werden und sich entsprechend organisieren, verhalten und ihre eigenen Schwerpunkte setzen.

Giuseppina aus diesem Buch ist eine von Millionen Ehefrauen, die ohne gefragt zu werden, mit ihrem Ehemann 1963 in das nach Arbeitskräften dürstende Deutschland der 1950er, 1960er und der darauffolgenden Jahre, reiste. Ein Deutschland im Wiederaufbau und bei voller wirtschaftlicher Expansion, wo das Wort „Arbeit“ Tür und Tor öffnete und Millionen Arbeitnehmer aus dem südeuropäischen Raum wie durch einen Tornado von der deutschen Industrie aufgesaugt wurden. Aber auch ein Deutschland, das auf der eifrigen Suche nach billigen Arbeitskräften, ignorierte, dass die benötigten Arbeitskräfte auch menschliche Bedürfnisse besitzen könnten. Giuseppina, eine Ehefrau und Mutter aus den Abruzzen in Italien, die als sie nach Deutschland kam, auch Mutter von sechs Kindern zwischen 10, die jüngste Tochter, und 26, dem ältesten Sohn, war. Dies erforderte eine zukunftsorientierte Familienplanung, die aber in dem Deutschland von damals kaum möglich war. Eine Ehefrau und Mutter, die durch die Umstände des Lebens aus der damaligen Agrargesellschaft Mittelitaliens nach Deutschland auswanderte und somit zur „Gastarbeiterin“ wurde. Eine Mutter mit Kindern, die ihr in einer ungewohnten und unvertrauten Umgebung aus den Händen hätten gleiten können und eine „Gastarbeiterin“ vom Lande, die sich in einer Industriegesellschaft wiederfand, in der alles anders ablief und sie sich deshalb in wenigen Tagen mitten in einem Entwurzelungsprozess wiederfand. Eine „Gastarbeiterin“, die einer Beschäftigung nachgehen musste, die trotz der entstandenen Legende „des reichen Deutschlands“ notwendig war, da das Einkommen des Ehemannes allein nicht ausreichend zum Überleben war. Darüber hinaus war die „Integration“ auf dem Arbeitsmarkt so schwer, so monoton, so ungewohnt und so schlecht bezahlt wie es kaum hätte schlimmer sein können. Dennoch war es kurioserweise gleichzeitig die einzige Möglichkeit für Giuseppina und Millionen anderer Frauen, der häuslichen Isolation in den sehr beengten und menschenunwürdigen Wohnungen zu entgehen. Eine Beschäftigung, die eher stumpfsinnig machte, wurde aus diesem Grund als willkommen begrüßt. Giuseppina, eine Ausländerin, die

auch etwas dankbar war in Deutschland ein bisschen Geld zu verdienen, aber sich angesichts der Lebensumstände in Deutschland, ohne Groll, nie als Zugehörige der deutschen Gesellschaft hatte fühlen können.

Eine Ausländerin wie Millionen Migrantinnen und auch Migranten, die sich aus ähnlichen Herkunftsmilieus in Deutschland, ohne Hilfe von anderen, den Weg freischaufeln musste. So wurde Deutschland, vielleicht ohne es zu wissen, für viele Migrantinnen ein Segen, aber für viele andere auch ein Fluch. Im Lauf der Zeit kamen neben Millionen männlicher „Gastarbeiter“ auch Millionen „Gastarbeiterinnen“ nach Deutschland, das so viele Hoffnungen bei den Menschen in Not aus den ärmeren Regionen Südeuropas weckte. Der verstorbene Schweizer Schriftsteller und Architekt, Max Frisch brachte es in seinem Vorwort des Buches „Siamo Italiani“ (Die Italiener, Seiler, 1965) mit einem Satz auf den Punkt: „Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen“. Ja, Menschen, die nicht so pflegeleicht waren wie Maschinen und auch nicht so leicht lenkbar waren, wie die Industrie, die Arbeitgeber, dienstleistende Einrichtungen, Politik und sonstige Entscheidungsträger es gerne gehabt hätten. So gab es auch Millionen Menschen der Aufnahmegesellschaft, die sich das Bleiben der Migranten in Deutschland wohl anders vorgestellt haben als was heute daraus geworden ist. Auch wenn ich damals als nicht ganz 17-Jähriger bei meiner Auswanderung nach Deutschland eher zu der zweiten Ausländergeneration zählte, so machen mich meine Erlebnisse und Erfahrungen als Emigrant im Jahr 1960 und meine Jahre danach als Gastarbeiter genauso geeignet mich zu den „Gastarbeitern“ der ersten Generation zu zählen. Das Buch will weder Anwerbeländer an den Pranger stellen, noch irgendwelche Schuldgefühle hervorrufen – oder gar in der Vergangenheit verweilen. Allerdings, wenn die Vergangenheit der Migranten nicht verstanden wird, kann auch die heutige Prägung der Migranten nicht nachvollzogen werden. Es waren die Umstände von früher, die eine „Gastarbeiterkultur“, eine Subkultur geprägt haben, die nicht aufgehört hat sich über die Kinder und Kindeskinde der Migranten weiter fortzusetzen. Dieses Buch soll daher als ein Beitrag verstanden werden, der eine Menschengeschichte erzählt. Unter anderem aus der Zeit in Deutschland, in der

sie lebten und arbeiteten, die sich aber auch übertragen lässt auf Millionen anderer Migranten, die irgendwo anders lebten.

Wenn in diesem Buch immer mal wieder Episoden der „Fremdenfeindlichkeit“ aufgeführt werden, geschieht dies aus Gründen der objektiven Darstellung der Sachlage und nicht um die Fremdenfeindlichkeit in ihrer Komplexität und für Deutschland zu erforschen. Die Ausführungen in diesem Buch können abgesehen von Nuancen für die meisten Länder der europäischen Union zutreffend sein und sollen vor allem auch dazu dienen, den Tatbestand zu erhellen, dass die Schere zwischen den euphorischen Hoffnungen der Migranten und der in den Anwerbeländern vorgefundenen Realität sehr weit auseinanderklaffte und wenn auch in geringerem Umfang als damals, auch heute immer noch besteht. Es gibt auch einen Grund, weshalb ich mir als ehemaliger Gastarbeiter und Maurer, aber gewiss nicht als Schriftsteller, die Sisyphusarbeit gemacht habe dieses Buch, neben anderen, zu verfassen. Wenn auch mit einem verbindlichen und herzlichen Dankeschön an all diejenigen, die bemüht waren über die „Gastarbeiter“ früher und die Emigrantenpopulation heute als fester Bestandteil der deutschen Gesellschaft die Gleichwertigkeit der Menschen zu sehen, scheint mir immer noch die Notwendigkeit zu bestehen, die Gesellschaft und die Politik zu bemühen die Empfindungen der Migranten und ihre Lebensbiographie verstärkt in der deutschen Geschichtsschreibung zu fördern, statt die Anpassung zu befürworten. Ob und wie die Migranten als solche in einem fremden Land gelitten, etwas gelernt, sich integriert und sich als Zugehörige zu der neuen Gesellschaft gefühlt haben, können nur Migranten selber sagen. Als Autor dieses Buchs und mit mehr als 62 Jahren in Deutschland sehe ich leider die große Integration, die von einigen Politikern und sonstigen Persönlichkeiten des deutschen öffentlichen Lebens groß gepriesen wird, nicht. Ich empfinde es als Verantwortung gegenüber der gesamten Bevölkerung in Deutschland darauf hinzuweisen, sich nicht einer Illusion hinzugeben, die nur in kleinen Teilen der Realität entspricht. Die polarisierende Diskussion über die Migration nach Deutschland zwischen traumhafter und bildschöner Vielfältigkeit einerseits und der Angst der „Unterwanderung“, „Islamisierung“, „Radikalisierung“ und „Überfremdung des deutschen

Wesens“ andererseits, trägt eher zur Abschreckung, statt zum Zusammenwachsen bei, was aber das Ziel der beiden Gemeinschaften sein sollte. Das Zusammenleben unterschiedlichster Kulturen, Religionen, Lebensweisen und vor allem unterschiedlicher sozialer Schichten bringt nicht nur schönes, exotisches, vielfältiges und bereicherndes wie es häufig bei Sonntagsreden formuliert wird. Auch die vielen Reden mit Beschönigungen und plakativen Ankündigungen, ohne, dass danach effiziente Maßnahmen folgen, bei vielen Bürgern aber den Eindruck weckt, für Migranten wird das Blaue vom Himmel heruntergeholt, während für sie nichts getan wird, erzeugt daher eher Feindschaften. Wer das so nur symbolisch auf dem Präsentierteller serviert und untätig bleibt, erzeugt Angst, wenn nicht gar Panik und fördert genau die Entwicklungen, vor denen er warnen will.

Es stimmt, in der Migration steckt zweifelsohne auch das Potential des Schönen, Exotischen, Vielfältigen und Bereichernden aber eine Einwanderungsgesellschaft birgt unausweichlich auch Spannungen, Identitätslosigkeit, Passivität, Probleme und Konflikte. Erzählt von Nichtbetroffenen und dazu die Überspitzungen auf beiden Seiten führt auch nicht zu Gewinnung von Diskussionsteilnehmern, die dabei das Gefühl bekommen sie müssten sich für die eine oder die andere „extreme“ Position entscheiden. So sind die Spannungen zwischen den Einheimischen und der Emigrantenbevölkerung eher das Ergebnis politischer Fehler, geringerer Bildungsförderung und unzulänglicher bzw. fehlender oder ungeeigneter Integrationsmaßnahmen als die Inkompatibilität der kulturellen und religiösen Unterschiede unter den Bürgerinnen und Bürgern, wie häufig behauptet wird. Ein Zitat von Konfuzius müsste sinngemäß lauten: „Um die eigenen Fehler zu sehen, müsste man sie mit den Augen des anderen sehen können.“ Der chilenische Schriftsteller Pablo Neruda soll etwas Ähnliches gesagt haben: „Jeder trägt in sich eine Geschichte, die er aber selber nicht versteht und deshalb nicht erzählen kann, er braucht jemanden anderen, der ihm seine Geschichte vorliest und sie ihm erklärt“. Dieser jemand muss aber in der Lage sein die Geschichte des anderen zu lesen, zu verstehen und ihm zu erklären und nicht die Geschichte des anderen durch seine eigene Geschichte ersetzen.

Als Nichtschriftsteller bitte ich um Nachsicht dafür, dass ich die deutsche Sprache möglicherweise etwas unliterarisch zu sehr strapaziere. Aber auch hierbei bevorzuge ich in meiner Originalität als ehemaliger „Gastarbeiter“ und Maurer zu bleiben, der sich bemüht und das Beste geben will, aber mit der natürlichen Behinderung meiner Herkunft und einer Sprache, die ich nicht in einer Schule lernen konnte. Dennoch hoffe ich, dieses Buch wird ein provozierender Beitrag für eine neue und notwendige Realdiskussion. Migration bedeutet eine Vielzahl von Unannehmlichkeiten, die man nicht verdecken darf und die nicht verdeckt werden sollten. Denn die interessenorientierten Beschönigungen der Anwerbeländer, aber auch die Mundpropaganda der Migranten selber, sowie die Gegner der Migranten, aus welchen Gründen auch immer, haben die reelle Lage längst verzerrt.

Mit dem Wunsch es zu schaffen, die Geschichten, die wir in uns tragen gegenseitig verständlicher zu machen,

Bernardino Di Croce

Giuseppina Santilli

Giuseppina war es gewohnt harte Zeiten zu ertragen. Sie wurde am 20. April 1920 auf einem Bauernhof in den Abruzzen geboren. Der Bauernhof lag im Gebiet „Tratturo“ etwa 12 Kilometer Luftlinie von der Adriatischen Meeresküste entfernt, landeinwärts in Richtung der Vorhügel der Apenninen. Vater Giuseppe Santilli und Mutter Domenica Cioppi hatten alle Hände voll zu tun auf einem Bauernhof, auf dem in der damaligen Zeit alles per Hand erledigt werden musste. Die landwirtschaftlichen „Maschinen“ reduzierten sich damals auf einen Holzwagen, einen Holzpflug und bestenfalls zwei Kühe. Mutter Domenica hatte dem Ehemann Giuseppe fünf Mädchen geboren aber keinen, von Giuseppe so sehnsüchtig erwarteten, Sohn. Vater Giuseppe hoffte von Mal zu Mal es könnte ein Sohn kommen, damit